



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Kunst und die Denkmalpflege

Clemen, Paul

Berlin, 1933

Vom Ruinenbegriff

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84202](#)

ments morts zuerst grundsätzlich angewandt; von dem berühmten Brüsseler Bürgermeister Charles Buls, einem der Führer des internationalen modernen Städtebaus und einst auch Guest auf unseren deutschen Tagen für Denkmalpflege, ist sie in demselben Jahr, in dem jenes Buch von Riegl erschien, in einer Schrift „Sur la restauration des monuments anciens“ zugrundegelegt worden. Ganz anders erscheint nun die Aufgabe der Denkmalpflege diesen beiden Begriffen gegenüber. Bei einem „lebendigen Denkmal“ handelt es sich um das allseitig Lebendigerhalten eines Bauwerks (an das wir zunächst denken), das noch Träger seiner fließenden Zweckbestimmung ist — und hier geht es eben um den bleibenden geistigen Gehalt vor der Form, die sich wandeln kann. Bei einem „toten Denkmal“ ist jene Funktion erloschen, sie lebt nur noch als Erinnerung, als ferne Tradition, als ein Symbol — die Form ist hier alles, ist unveränderlich, geheiligt. Über diese Gegensätze wird noch zu sprechen sein.

VOM RUINENBEGRIFF

Mit dem Begriff des toten Denkmals hängt für unsere Empfindung eng der der Ruine zusammen. Es ist ein sentimentalischer Begriff: Unwirkliches mitten in einer Welt der Wirklichkeit, ein Unlustgefühl, das auf dem Wege über Stimmungswerte zu einem Lustgefühl umgewandelt wird. Es ist zuletzt doch ein Selbstbetrug auf dem Wege des Lebensverzichtes, wenn Puvis de Chavannes das schönklingende Wort schreibt: Il y a quelque chose de plus beau encore qu'une belle chose, ce sont les ruines d'une belle chose. Von der romantischen Vorstellung römischer Ruinen ist auf der Welle des Romanismus seit dem Beginn des 16. Jh. die Ruinenstaffage in Gemälden, Graphik, in Kulissen und Hintergründen in die künstlerische Vorstellung des Abendlandes eingerückt. Sie begegnete sich hier mit der ersten deutschen Romantik der letzten Gotik und der jungen Renaissance und hat noch im selben Jahrhundert auch die Melancholie nordischer verfallener Bauten erfasst, um dann im Fluss der sich immer mehr weitenden Gartenkunst erst in Italien, dann in England, endlich in Deutschland die Zwittergeburen der künstlichen Ruinen erstehen zu sehen.

Die Ehrfurcht vor dem Ruinenbegriff im weitesten Sinne ist eine Empfindung erst der Renaissance, damals fast ausschließlich an die Werke der Antike gebunden, die von der Glorie einer Ausnahmestellung umgeben waren — und dabei dienten diese gefeierten Ruinen von Rom wie von Trier bis ins 18. Jh. doch ruhig zugleich auch noch als Steinbrüche, die bedenkenlos im Raubbau ausgenutzt wurden. Ruinen irgend welcher Art in einer modernen Großstadt müssen notwendig dem unverbildeten natürlichen Empfinden als eine Unnatur erscheinen. In Italien haben sich die großen Monumentalschöpfungen der römischen Baukunst dort, wo die Großstädte vorwärtsdrängen, bis zur Schwelle des 19. Jh. zumeist nur erhalten umgewandelt oder eingebaut in einen

späteren architektonischen Rahmen. In Rom war das Hadriansmausoleum zur Engelsburg, das Pantheon zur Kirche geworden, in die Diocletiansthermen hat sich die Kirche Santa Maria degli Angeli eingestellt, hinter die Front des Neptunstempels auf Piazza di Monte Citorio hat sich die Börse geschoben, der Faustinateempel ist als San Lorenzo in Miranda erhalten, der Romulustempel als San Cosma e Damiano, der Minervatempel von Syrakus war in den Dom verwandelt, die Vorhalle des Minervatempels in Assisi in eine Kirche eingebaut. Nördlich der Alpen war die maison carrée in Nîmes zu einer Kirche geworden, die Amphitheater in Arles und Nîmes hatten immer weiter ihrem Zweck als Arena gedient, in und über der Porta nigra in Trier war eine mittelalterliche Doppelkirche errichtet. Und sind nicht auch die großen Denkmäler Athens nur dadurch erhalten, daß sie von der nachantiken Zeit in Besitz genommen sind: Parthenon und Theseion als christliche Kirchen, der Parthenon seit dem 6. Jh. schon als christliche Kirche, seit 1205 als Metropolis und seit 1459 als Moschee, das Erechtheion erst als Burg der fränkischen Herzöge, dann als Harem der türkischen Paschas?

Die alte archäologische Zone (wenn man sie so nennen darf) noch des Rom der siebziger und achtziger Jahre ging ohne Hiatus und ohne Bruch in der Gesamtstimmung in das kleinstadtliche und Vorstadtbom über. Wer Forum und Palatin noch im alten Zustand gekannt, gedenkt der Selbstverständlichkeit, mit der hier das mittelalterliche und das Renaissance-Rom sich in dem campo vaccino fortgesetzt hatte. Heute stehen in dem neuen Rom die herausgeschälten römischen Reste in der neuen Zone zwischen Kaiserforen und Tiber hart und unvermittelt, vom Standpunkt eines Städtebauers eigentlich unerträglich. Es ist nicht die Übersteigerung der archäologischen Forderungen gegenüber dem Leben, sondern die Unterstreichung des Symbolwertes dieser Welt, als deren Erbe sich das Rom Mussolinis sieht, der Ausdruck einer großgedachten Wiederwachrufung des Geistes des Römertums, eine grandiose Demonstration der Rückbesinnung, was diesen Radikalismus hervorgerufen hat. Der Grundsatz der Durchbrüche und Ausblicke um jeden Preis ist sonst ja ein im neuzeitlichen Städtebau längst aufgegebenes Prinzip. Man begreift, wie heute etwa ein weiser Ostatiate, der die höchste Kultur seines Vaterlandes und auch dessen Verpflichtungsgefühl mitbringt, kopfschüttelnd ein solches Nebeneinander ansieht und als eine ihm unverständliche Barbarei empfindet.

Überall, wo diese uns teuren Assoziationen — mit Recht oder Unrecht — nicht sprechen, erscheint aber notwendig eine Ruine mitten in einer Großstadt für das nüchterne Gefühl der Masse, aber auch für die Empfindung der Gebildeten und die Verpflichtung der Stadtregenten als etwas ganz Unmögliches. Man hat es nicht gewagt, die ausgebrannte Ruine der Tuilerien in Paris, so wundervoll sie auf den Abbildungen nach dem Brande von 1871 sich auch zeigte, zu erhalten, und niemand hat den Gedanken erwogen, das

durch den Brand geschwärzte Stuttgarter Schloß eben als dachlose Ruine mitten in der Stadt stehen zu lassen wie das Heidelberger Schloß, das diese Art der Erhaltung doch in erster Linie dem Umstand verdankt, daß es von dem Stadtganzen losgelöst über diesem hängt. Es sind Einzelfälle, wenn in Deutschland und Frankreich, in Holland oder Schweden nicht nur die alten Befestigungen, Stadtburgen und Tore, sondern auch andere Baulichkeiten der nachantiken Zeit als halbe Ruinen gleichsam wie eben ausgegraben in einem Stadtganzen erhalten sind, zumeist in stillen verträumten Orten wie etwa in Andernach und Visby, fast immer isoliert, wie in eine Idylle eingebettet, abgerückt von dem Verkehr und in Grün eingeschlossen.

War jenes immer von Gelehrten und gelehrteten Baumeistern, nicht von Künstlern geleitete Herauspräparieren der antiken Reste aus einer großen von Jahrhunderten geschaffenen Gesamtanlage, die zuletzt eine Formel für das ganze geschichtliche Werden gegeben hatte — nicht etwas, was auch unendliche Werte zerstört hat? Man muß fast etwas mühsam den Weg rückwärts suchen, um sich die Auffassung einer anders gearteten Zeit, die nicht nur durch die archäologische Brille die Welt sah, klarzumachen. In dem Voyage de Sparte von Maurice Barrès findet sich eine bewegliche Anklage in einer pathetischen Philippika gegen die Archäologen, die die Burg von Athen ihres Burgharakters, an dem Byzantiner, Franzosen (er spricht hier sehr stark pro domo), Türken mitgewirkt, ohne nachzudenken beraubt haben. Der mächtige das Bild beherrschende fränkische Turm über dem Südflügel der Propyläen ist ja erst 1876 auf Betreiben und Kosten Schliemanns abgetragen worden. Bei der Einzigartigkeit gerade dieses der ganzen Kulturwelt angehörenden Gesamtdenkmales wird man dem stolzen Franzosen höchstens in der Theorie folgen können.

Aber mit größerem Recht möchte man sich der Porta nigra in Trier gegenüber das Bild vorstellen, das die einzig wunderbare Baugruppe mit dem frühromani- schen dreiteiligen Triumphtor, dem Simeonschor, der gotischen Nikolauskapelle zur Seite, der Überhöhung des ganzen Baus mit einem romanischen Turm, der großen Freitreppe dargeboten haben muß. Wir erinnern uns, daß es Napoleon war, der 1804 die Herausschälung des römischen Torbaues, der für ihn ein Denkmal der Gallier auf rheinischer Boden war, befohlen hat. Es ist fast ein Zufall, daß der romanische Simeonschor damals stehen geblieben ist. Unsere heutige Zeit, vor die gleiche Aufgabe gestellt, würde wohl auch zu einem Kompromiß, zur Wegnahme von Manchem aus dieser Gruppe kommen, vor allem zum Öffnen der Durchfahrt (die Freilegung bis zur römischen Sohle ist erst 1876 ausgeführt), aber dabei wichtige schmückende Teile, die als selbständige Kunstleistungen und Glieder dieses architektonischen Kanon bedeutsam waren, bewahren und dem Grundsatz des radikalen Freilegungs- und Ausschälungs- gedankens gegenüber sich doch sehr ablehnend verhalten. Die römische Basilika in Trier

ist erst in den vierziger Jahren ausgebaut oder eigentlich im Anschluß an zwei als Außenmauer und Turm der Bischofsburg erhaltene Mauern neu aufgeführt — und daß, um die mißverstandene und in einem asketisch altchristlich-klassizistischen Stil abgeschlossene Westfront — nicht einmal ganz — freizulegen, der linke Flügel der Barockfront des kurfürstlichen Palastes, des Meisterwerkes von Johannes Seiz, besiegelt ward, war eine schwere und nicht wieder gut zu machende städtebauliche Veründigung.

Das Herauskraßen der architektonischen Ruinen als anatomischer Präparate, — nicht nur von antiken Bauten — ihr Freilegen von späten Zutaten, Aufschüttungen, Bebefreiung ihrer Stätte von jeglichem Pflanzenwuchs ist zur Feststellung des ursprünglichen Zustandes, zur Untersuchung der Baugeschichte zumeist eine Notwendigkeit gewesen, und diese Untersuchungen sind oft mit einer bewundernswerten und raffinierten, alle Merkmale beachtenden und vergleichenden Subtilität durchgeführt worden. Das dauernde Aufstehenlassen, vielfach mit technischen Unzuträglichkeiten verbunden, ist an manchen Orten vielleicht nur eine eingebildete Notwendigkeit. Man darf die Frage stellen, ob eine spätere, nicht mehr überbildete und einem natürlichen künstlerischen Instinkt folgende Zeit dies dauernde Aufstehenlassen von hohlen, bröckeligen Zahnenreihen, dies Offenlegen bescheidener aus der Erde herausgeschälter Fundamente unmittelbar neben den Zeugnissen des Lebens noch als ein Verdienst auffassen wird. Die ganz gesonderte und in keinem Maßstab zu dem Verhalten den übrigen historischen Zeugnissen gegenüber stehende Schätzung aller antiken Reste wird vielleicht von einer nächsten Generation als das Dokument einer zurückgebliebenen und eingerosteten Weltanschauung, geistesgeschichtlich wie kunstgeschichtlich als eine Unmöglichkeit für die Mitlebenden, als Ausdruck einer seit hundert Jahren überholten einseitigen Grundanschauung angesehen werden, mag sich jene auch auf das Wort Goethes in Trier vom Jahr 1792, das die nachantiken Denkmäler der Stadt den Antiken gegenüberstellt, berufen können: „Zur Betrachtung der Baukunst früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monamente: Ich habe von solchen Dingen wenige Kenntnis und sie sprechen nicht zum gebildeten Sinn. Mich wollte der Anblick bei einiger Teilnahme verwirren.“ Gegen dieses Bekenntnis des aus Italien heimgekehrten, in seinem Klassizismus eingefrorenen Dichters möchte man den Genius des jugendlichen Goethe von 1770 und des romantisch verjüngten Goethe von 1827 heraufbeschwören. Es ist ein Teil der alten überlebten Lateinbildung, jeden römischen Stein auf deutschem Boden über die sonstigen frühgeschichtlichen und vor allem über die mittelalterlichen und späteren Zeugnisse der eigenen Geschichte setzen zu wollen — zu lange haben die provinzialrömischen Denkmäler der Fremdbesatzung in der westdeutschen Kunstgeschichte einseitig das Bild der Anfänge unserer Kultur bestimmt. Nicht in einem

falschen Chauvinismus (der Begriff fand bislang im Deutschen keine Übersetzung), sondern um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen möchten wir dies Bild richtig stellen und die Akzente entsprechend verteilen. Heute liegt vielleicht eine Gefahr auch wieder in der Übersteigerung dieser Forderung. Wir wollen dabei nie vergessen, was jene römisch-germanische Kultur (es war doch eine Mischkultur) in ihrer bis in den Beginn des 2. Jahrtausends reichenden Auswirkung für die Anfänge unserer Geschichte, auch unserer nationalen Geschichte bedeutet.

Kein Krieg hat eine solche Fülle neuer Ruinen geschaffen wie der Weltkrieg an allen Fronten. Aber weder in Frankreich, noch in Belgien, auf den italienischen Kampfgebieten oder in Polen und Galizien ist ernstlich daran gedacht worden, in einer weiterlebenden Stadt etwas von diesem schmerzlichen und bitteren Erbe zu konservieren. Auch wo, wie in Reims, eine Haßpropaganda im Anfang das unangetastete Stehenlassen der Westfront der Kathedrale als Anklage gegen die Deutschen (und doch wohl auch als Selbstanklage wegen Vernachlässigung von Vorsichtsmaßregeln) gefordert hatte, ist man darüber verständiger Weise hinweggegangen. Alle belgischen und nordfranzösischen Monumentalbauten sind wiedererstanden und selbst, wo für ein riesiges Bauwerk eine neue Zeit schlechterdings keine Verwendung mehr hat, wie für die Hallen in Opern, werden die geringen Reste, die den Krieg überdauert haben, ausgebaut um des Symbols, aber mehr noch um der Wiederherstellung der Geschlossenheit im städtebaulichen Sinne willen.

GEFAHRZONE DER TOTEN DENKMÄLER

Spürt unsere Zeit nicht vielfach die Gefahrmomente, die in dem Begriff des toten Denkmals liegen? Suchen wir nicht frapphaft nach Möglichkeiten, aufgegebene Kirchenräume zu Gemeindehäusern irgend welcher Art umzugestalten oder, wenn sie schon profaniert werden müssen, zu Saalbauten, Konzerträumen, Turnhallen, Burgen zu Jugendheimen, Wanderherbergen, verlassene Schlösser zum Sitz von Behörden und Organisationen aller Art, Schulen, Hospitalern, Waisenhäusern, Irrenanstalten, Zuchthäusern, zu Erholungsstätten, Pensionen oder Gastwirtschaften zu machen — oder, wo solcher nüchtern praktischer Zweck sich versagt, sie zu dem scheinbar höheren Rang der Museen zu erheben?

Museen? — Schloßmuseen, historische Museen, Heimatmuseen — ist das nicht auch vielfach ein Lebendigerhalten wollen auf dem Wege einer halben Mumifizierung, eine Selbsttäuschung, eine Interimsmaßnahme, politisch klug und notwendig, um dem Zugreifen von gieriger Hand zu entgehen, ein bewußt geschaffener Zwischenzustand, der die doch einmal unabwendbar kommende Entscheidung über die spätere Zweckbestimmung nur hinausschiebt? Wir haben heute rund 120 „Schloßmuseen“ in Deutschland